



Idealbild von Capri und Albergo Pagano. Wandgemälde im Speisesaal (S. 516).

## Unter Don Paganos Dache.

Ein deutsches Künstlerheim im Süden.

Von

Johannes Proelß.

Lange bevor in Afrika der erste Kanonenschuß zum Schutze deutscher Kolonien fiel, hat still und geräuschlos eine deutsche Kolonialpolitik friedlicher Art schöne Siege erfochten, für die es keiner Unterstützung durch Waffengewalt bedurfte. Denn was sie erstrebte und zu behaupten hatte, waren keine politischen Ansprüche und Rechte, keine materiellen Besitztümer und Errungenschaften: die deutsche Bildung und das deutsche Gemüt waren dabei die Eroberer, ihre Waffen Kunst und Humor, ihre Erwerbungen das Recht, sich frei und froh wie in der Heimat zu entfalten und die Macht des Einflusses solcher Entfaltung. Im transatlantischen Westen, im hohen

Norden, im fernen Ostasien finden sich solche deutsche Kolonien, die im Zeichen des Friedens entstanden sind, Heimstätten der Lust und Erholung unserer Landsgegnossen im Auslande. Der traulichste, herrlichste und merkwürdigste Siedelplatz, den das deutsche Gemüt und die deutsche Kunst sich im Ausland erworben hat, findet sich aber auf der schönsten der Inseln im schönsten der Golfe des blauen Südmeers, auf Capri. Ja, mit einem gewissen Rechte darf man sagen: das ganze Eiland mit seinen Bignen und Grotten, seinen Felsenbergen und Buchten, seiner Sonne und seinem Meere ist solch eine friedliche, ideale Eroberung des deutschen Geistes, vollführt durch dankbare Gäste und Ansiedler, deren

Sehnsucht hier ihren Hafen fand und die Heimat ihres Ideals von schöner Natur. Ein deutscher Dichter, der zugleich ein Maler, August Kopisch, hat das Verdienst, die einziggeartete Schönheitswelt dieser Insel dem Fremdenverkehr wieder erschlossen zu haben. Goethe, der begeisterte Vermittler der deutschen Bildung mit Kunst und Natur Italiens, war an ihr vorbeigefahren; er ließ sie links liegen, als er das feste Ufer des Golfs von Neapel verließ und nach Sizilien aufbrach. Von einer regelmäßigen Schiffsverbindung zwischen dem Festland und Capri war da noch keine Rede. Daß die Insel einst unter Kaiser Augustus der kaiserlichen Hofhaltung zur Sommerresidenz gedient, ja daß der

finstere Liberius die letzten zehn Jahre seines Lebens in der Weltentrücktheit und Schönheitsfülle derselben zugebracht hatte, schien vergessen zu sein. Wie die Kaiserpaläste und Tempel auf ihren Felsenhöhen war ihr Ruf in Verfall geraten. Da hatte Kopisch 1826 die geheimnisvoll in der Ferne gleich einem Sarkophag aus dem Meere aufragende Insel, deren feuriger Wein damals ihren einzigen Ruhm ausmachte, mit fröhlicher Entdeckerlust in einem Fischerboot besucht und auf ihren rebenbewachsenen Berghängen und lorbeerumrauschten Felssteigen nicht nur ein liebenswürdiges Inselvolk von fast hellenischer Schönheit und Gastlichkeit entdeckt, sondern beim Anrudern seiner grottenreichen steilen Gestade als kühner Schwimmer auch den niedrigen Eingang in die zauberhaft schöne Meeresgrotte gefunden, welcher er dann wegen des blauen Schimmerglanzes, der Wasser und Luft hier durchstrahlt, den Namen grotta azzura, die „blaue Grotte“ gegeben. Erfüllt von dem Geschaute, stiftete er in die stattliche Herberge des Inselstädtleins, nachdem ihn deren Wirt,

Don Michele Pagano, auf einer zweiten Schwimmsfahrt in die Grotte begleitet — ein Fremdenbuch und trug in dieses eine lebhafteschildernde der empfangenen Eindrücke ein.

Mit dieser Niederschrift, deren Inhalt durch den von seiner Entdeckung mächtig erregten Kopisch bald weitere Verbreitung und die Beachtung der Presse von ganz Europa fand, war aber nicht nur das Signal gegeben für den nun von Jahr zu Jahr wachsenden Besuch der Insel durch Kunst- und Naturfreunde, sie ist auch das Dokument für die Begründung eines innigen fruchtbaren Freundschaftsverhältnisses zwischen der deutschen Kunst und dem Hause Pagano, in dessen kühlen Räumen und blühendem Rosengarten sich Kopisch während seines Aufenthalts so wohl gefühlt und dessen padrone, Don Michele, an der eigentlichen Erforschungsfahrt in die blaue Grotte voll freudigen Interesses teilgenommen hatte. Das Fremdenbuch der Casa Pagano, die nun längst nicht mehr das einzige Gasthaus des zwischen die hoch ansteigenden Inselhälften traulich sich einschmiegenden Städtchens, aber immer noch sein bestes ist, hat inzwischen den Charakter einer Chronik erhalten, die getreue Kunde gibt von den innigen Beziehungen deutscher Dichter und

Künstler zu der Insel und dem von Palmen beschatteten Künstlerheim, zu dem sich dieses Albergo entwickelt hat. Und neben dieser geschriebenen Chronik sind, sie ergänzend, eine gezeichnete und gemalte entstanden. Ein Karikaturenalbum enthält eine bunte Fülle gezeichneten Humors, vieles von Meisterhand. Und seit 1835, in welchem Jahre der Reformator der landschaftlichen Aquarellmalerei, Salomon Corrodi, sein kleines Selbstporträt hier zurückließ, sind nach und nach die Wände der öffentlichen Zimmer, der Treppen, der Korridore und neuerdings auch diejenigen der großen weiten Halle des Speisesaales im Erdgeschoß mit Bildern aller Art bedeckt worden, welche die Bedeutung des Platzes und des Hauses stets in einer für die Stammgäste des letzteren charakteristischen Weise feierten. Und so schön in dieser uralten, durch Improvisation entstandenen Bildergalerie auch einzelne Maler Italiens, Spaniens und Frankreichs vertreten sind, das Ganze stellt sich dar als eine Schöpfung deutschen Künstlerhumors, als ein Triumph deutscher Kunst. Sie hat das meiste zu dieser Ausschmückung beigetragen und fast alles, was als unmittelbare Widerspiegelung der capresischen Landschaft und des capresischen Wesens in frohem Gemüte erscheint.

Und wiederum ist es „ein deutscher Dichter, der zugleich ein Maler“, von



Der Speisesaal des Albergo Pagano auf Capri (S. 516).

welchem für diese geschriebene und gemalte, und sichtlich durchweg erlebte Stegreifpoesie die stärksten Impulse ausgegangen. Das ist Joseph Viktor Scheffel. Es bedürfte des Umstands nicht, daß die dicht neben dem Albergo Paganos gelegene Gartenwirtschaft jetzt nach dem Kater Hiddigeigei benannt ist, um sofort beim Betreten der engen Gassen von Capri des Mannes zu gedenken, der uns den tannensfrischen Schwarzwaldsang vom Säckinger Trompeter aus einer eigentümlich von Heimweh und Schönheitsrausch gemischten Stimmung heraus im Frühjahr 1853 in diesem Haufe gesungen und dabei, auf „Don Paganos Dache“ auf und nieder schreitend, die Wichtigkeit seiner deutschen Trochäen geprüft hat. Lebt nicht das farbenfatte Bild, wie es sich nach dem Aufstieg von der grande marina und dem Ueberschreiten des von Dom und Stadthor flankierten Marktplazes vor uns aufbaut und wie es Anton von Werner für die Prachtausgaben des Trompeters gezeichnet, in uns schon seit jenen Jugendtagen, da sich die Gestalten dieser Dichtung unserem Gemüt einprägten fürs ganze Leben? Hat er es doch dort mit der heiteren Farbenfrische seiner Kunst konterfeit, in jener Zueignung an die Eltern, die mit der Frage beginnt:

„Wer ist dort der blonde Fremde,  
Der auf Don Paganos Dache  
Wie ein Kater auf und ab geht?“ —

die uns dies Dach als „maurisch flachgewölbtes Kuppeldach“ beschreibt, von einer hohen Palme überragt. In jener Zueignung, in der er uns sich selbst mit heiterer Selbstironie vorführt, wie er bald „stillvergnügt und einsam“ auf den schroffen Bergen herumklettert und zwischen Klipp' und Brandung am Meere sich ergeht, bald in seiner Stube „viel Papier nur in der Mitt“ beschreibt, bald aber auch in den Trümmern der Tiberiusvilla droben mit dem Eremiten in ein scharfes Zechen sich einläßt — umschwebt und bedrängt von den nach Leben ringenden Gestalten der in Rom seiner rückerinnernden Seele aufgegangenen Dichtung:

„Manchen goldgrün gelben Seefisch,  
Manchen Sumner und Polypen  
Zehrt' ich auf, und unbarmherzig  
Trank ich, wie Tiber, den Rotwein.  
Unbarmherzig dichtend schritt ich  
Auf dem Dach, — es wiederholte  
Metrisch, und der Bann gelang mir:  
In vierfüßige Trochäen  
Angejesselt liegen jeto,  
Die den Traum der Nacht mir störten.“

Solch glücklich Beispiel mußte ansteckend wirken. Und wie die begeisterte Schilderung Kopischs vorher Platen, Pfizer, Waiblingers und — gleichzeitig mit Paul Heyse — den Gaudeamusfänger selbst nach Capri gelockt hatte, so wirkte nach dem Erscheinen des Trompeters mehr als alle ferneren ersten Schilderungen der Insel — die klassisch-schöne des Gregorovius nicht ausgenommen — das ihr von Scheffel feuchtfröhlichen Tones gependete Lob als mächtiger Magnet auf die „Welschlandsfahrer“ unter den deutschen Dichtern. Wer hat

II. 89/90.



Das Polidhembild im Albergo Paganos (S. 516).

nicht alles unter Capris blauem Himmel als seliger Zecher geträumt und gedichtet! Es kam Julius Grosse und es entstand sein „Mädchen von Capri“, wo früher Waiblingers „Märchen von der blauen Grotte“ entstanden war, es kamen Woldemar Kaden und Hermann Allmers, um Capris Schönheit in Lyrik und Prosa zu feiern; es kamen die Epigonen Heyses und Schefsfels ... Doch wir haben hier nicht Literaturgeschichte zu schreiben. Ist es aber auch zu verwundern, daß die Kunde von einem Ort, wo man bei schönster Naturumgebung „stillvergnügt und einsam“ so gute Werke schaffen und dabei von feurigem vino nero „unbarmherzig“ trinken darf, ohne durch ominöse Folgen von flotter Arbeit abgehalten zu werden, ein mächtig Sehnen weckte unter den deutschen Dichtern und Künstlern nach solchem Eldorado? Und wie Scheffel in seinem Trompeter bei der Schilderung des „Erdmännleins Höhle“ im Schwarzwald dankbar des „fahrenden“ Spielmanns und Malers gedenkt, der uns

das Märlein von den heimischen Heinzelmännchen gesungen und im fernen Südmeer, ein glücklicher Finder, die Wunderwelt der blauen Grotte entdeckt hat, so geht es uns ihm selber gegenüber, uns, die wir nach ihm und durch sein Lied mit bestimmt, nach dem schönen Eiland gewallfahrtet sind. Wir müssen seiner gedenken, ob wir nun gleich ihm als stille Träumer zwischen den Weinbergen herumkletterten oder auf die Brandung des Meeres hinausblickten, ob wir in der Rosenlaube der Trattorie „Zum Kater Hiddigeigei“ bayrisch Bier oder unter Don Paganos Dache vom echten „Roten“ vor uns haben, um seinen Manen ein Schmolli zu trinken. Seinem Gedächtnis ist denn auch die schönste poetische Eintragung in dem Fremdenbuch der Casa Paganos aus neuester Zeit gewidmet, die Freundesklage von Emil Nittershaus:

„Die Goldfrucht blinkt, der Lorbeer blüht,  
Dort steh'n die Palmenbäume. — —  
Mir kommen leise ins Gemüt  
Aus deutschem Land die Träume!

22

Da fühl' mein Herz ich wunderbar  
In stiller Wehmut pochen. —  
Mich schauet an ein Augenpaar,  
Das, ach, der Tod gebrochen . . .

Doch wir wollen der Stimmung der Wehmut nicht nachgeben, die den rheinischen Sänger beschleichen mußte beim Gedenken an den hingeschiedenen Genossen: uns sei der Trost, den auch ihm die Lorbeerbäume im Rosengarten Paganos zurauschten, ein Anlaß zu froher Umschau, die uns beweist, daß dieses Dichters Unsterblichkeit sich allem Volke sichtbar auf Capri ausprägt.

Heil dem Dichter, der mit seiner Weise den Geschmack der Maler zu treffen weiß! Die Bilder seiner Phantasie oder wenigstens der Geist seines Dichtens können auf ein fröhliches Auferstehen im Reiche der wirklichen Farbe rechnen. Wenigen ist dies so gelungen wie Scheffel. Er war selbst ein Maler und dies gab seinen Schilderungen einen malerischen Reiz. Und dazu war er Humorist. Gerade wie Kopisch. Niemand von allen Dichtern, die nach Scheffel und Kopisch Capri besungen haben, hat mit seiner Poesie auf die Maler, die

dessen Schönheit uns in Farben geschildert, und auf das Künstlertreiben hier so eingewirkt, als Scheffel und Kopisch, die, selber Maler, als Dichter frohe Verkünder und Verfechter des unter den Malern am üppigsten gedeihenden Künstlerhumors waren. Auch der Genius loci Capris ist feucht wie die Heidelberger Muse des Sängers, dessen Rater Hiddigeigei im Speisesaal Paganos, von Malerhand geschaffen, uns lustig schurrend den ernsthaft salzigen Häring entgegenschwingt! Und Kopisch hat uns nicht nur die



Amor auf dem Gel. Wandgemälde im Albergo Pagano (S. 516).

Ballade von den flinken Heizelmännchen gesungen, sondern auch das Lied vom Noah, dem, als er aus dem Kasten war, das Wasser gar nicht mehr schmeckte und der darum den lieben Herrgott auf die gute Idee brachte, zu besserer Labung der aus der Sündflut geretteten Menschheit den Wein zu erfinden. Von einer andern Wand im Speisesaal des Albergo Pagano begrüßt den eintretenden Ankömmling eine wackere Schar gutherziger Heizelmännchen und manch einer hält bei seinem Willkommensruf uns die edle Gottesgabe entgegen, die auf den Höhen von Capri so trefflich gedeiht und von deren Erfindung uns Kopisch sein lustig Liedlein gesungen. Diese Gruppe von Heizelmännchen erschien mir als eine sinnige Huldigung der deutschen

Maler für den Poeten, der in erster Reihe für sie die Schönheitswelt Capris neu entdeckt hat.

Daß dies wirklich das Verdienst Kopischs ist, haben selbst die Engländer anerkannt, die mit wahrlich berechtigter Eifersucht haben Zeuge werden müssen, wie ihr auf dem Gebiete des Gasthauslebens sonst alles nivellierender Einfluß hier an der Widerstandskraft der deutschen Gemütlichkeit hat elend scheitern müssen. Es ist ein englisches Buch, Mac Kowens „Capri“, wo sich ausdrücklich gesagt findet, daß der heutige starke Fremdenverkehr auf der Insel, der so manches neue Hotel unten an der Marina und oben in der Stadt ins Leben gerufen, jenen Pionierdiensten Kopischs seinen Ursprung verdankt. Ach,

lebte er heute noch und suchte die idyllische Schönheit, die unberührte Frische des Lebens wieder, die ihn einst entzückte, er würde wohl mit dem Zauberlehrling Goethes bedauernd rufen: „Die ich rief die Geister, werd' ich nun nicht los!“ In überwältigendem Mißmut würde er wohl gar die Einrichtung des blutdürstigen Tiber, der unbefugte Besucher der Insel an der Stelle des berüchtigten „salto“ ins Meer werfen ließ, angesichts des heutigen Fremdenverkehrs gar nicht mehr so unmenschlich finden. Solchen Unmut empfindet auch heute so mancher, der durch die Idyllen von Sorrent und Capri, wie sie unsere Dichter und Maler vor nicht allzulanger Zeit geschildert, in seinen Erwartungen aufs höchste gespannt zu diesen Gestirben kommt

und hier vom Lärm derselben „trinkgeldhoffnungsvollen“ Fremdenindustrie begrüßt wird, die ihm schon die schönsten Orte der Schweiz, die ihm eben erst Neapel, Pompeji, den Vesuv verleidet, wenn es auch hier zumeist nur „blinder Lärm“ ist. Solcher Unmut klingt auch aus den Klagen der erfahrenen Stammgäste und älteren Besucher, die vor einem Duzend Jahren noch hier eine naive Bevölkerung vorfanden, eine reizende Einfachheit des Lebens, die in entzückender Harmonie stand mit der Frische des brandenden Meers und der Klarheit des veilchenblauen Himmels darüber. Sie würden schwerlich immer wieder hierher zurückkehren oder nach kurzem Aufenthalt wenigstens dem neuen Capri verzweifelt den Rücken kehren, wenn — das Haus Pagano nicht wäre, das mit seinen behaglichen Räumen und Einrichtungen als ein Wahrzeichen und Hort der guten alten Zeit hineinragt in die Unruhe des modernen Touristenwesens.

Hier hat sich alles Wesentliche so erhalten wie in jener Zeit, da Scheffel mit seiner Graziella im zehnrudrigen Marktschiff nach Sorrent hinüberfuhr, um in der bescheidenen „Rosa magra“ das Urbild von Heynes „Arabiata“ kennen zu lernen, da es noch keine Dampfschiffverbindung zwischen Neapel und Capri gab, noch keine Wagen und Chausseen, um in und auf ihnen nach der Stadt des San Constanzo und nach Anacapri zu fahren, da noch keine Hotels mit englischer Einrichtung sich unten an der Marina und „Sopra“ erhoben und die schönen Töchter der Insel noch harmlos dem Geschäfte des Wassertragens nachgingen, froh ihrer malerischen Tracht und des Korallen- und Goldschmucks, den sie dem Fleiß ihrer Brüder und Männer, den geschicktesten Korallenfischern des Golfes, verdankten. Außer Don Paganos Albergo war nur noch unten am Hafen eine kleine Wirtschaft. Die meisten Touristen begnügten sich mit der Besichtigung der blauen Grotte und segelten nach unten am Hafen eingenommenem Frühstück wieder nach Sorrent zurück. Um so lustiger aber ging es, so erzählte mir einer jener Stammgäste, bei Don Michele zu, wo immer eine Anzahl Maler, Dichter, Musiker sich zusammenfand, den Ton der Geselligkeit angab und fern dem Treiben der hastigen Touristenneugier unter richtigen Naturmenschen ihr Leben zwischen froher Arbeit und dem Genuß all des Schönen teilten, das die Insel der Seele wie den Sinnen bietet. Während sonst das Leben auf Capri viel von seiner Ursprünglichkeit verloren hat, hier bei Pagano ist es beim alten geblieben. Wohl läßt sich nicht leugnen, daß die bedeutende Vergrößerung des Albergo mit seinen An- und Aufbauten das Gefühl der Zusammengehörigkeit und damit auch die Gemütlichkeit etwas beeinträchtigt hat, was zumal dann auffällt, wenn Elemente zwischen die Gäste geraten, die nicht in den Rahmen sich fügen. Der fecke Künstlerhumor aber sorgt schon dafür, daß solche Störenfriede sich bald unbehaglich fühlen und zurück-

ziehen. Er gibt noch heute den Ton an. Und noch heute, nachdem der kluge Don Michele gestorben, der mit reger Empfänglichkeit für Freiheit und Humor an seinen Gästen das Wesen der deutschen Gemütlichkeit studierte, um den Bedürfnissen derselben die ganze Hausordnung seines Hotels anzupassen, besteht diese letztere unter Don Manfredo Pagano und seinen zwei Brüdern auch weiter fort.

Das Wesentliche daran ist die völlige Abwesenheit eines komplizierten Bureauwesens mit Portier, Oberkellner u. c. Keine aufbringliche Dienstfertigkeit, sonst in Italien so lästig, stört hier den Gast. Sobald man aus dem kleinen Gäßchen zum rosenumwachsenen Eingang gelangt, und das Wahrzeichen, die hohe Palme, erblickt, ist man geborgen. . . . Man bekommt sein Zimmer. Um ein Uhr findet der Gast im Speisesaal zum pranzo, des Abends zur Hauptmahlzeit seinen festen Platz; vor seinem Gedek eine hohe Literflasche mit vino nero; wer alla tedesca trinkt —

stets neu gefüllt. Bis zur Stunde der Abreise belästigt ihn keine Rechnung und wenn diese bittere Scheidestunde schlägt, so ist die Rechnung sehr einfach: alles in allem für jeden Tag sechs Lire. Und die Verpflegung ist reichlich und gut und wird auch mit Noblesse verabreicht. Dieser Don Michele, der sein Albergo wirklich zu einem Gasthaus aus einem Wirtshaus machte, dachte keineswegs von den Dichtern und Künstlern so skeptisch, wie Scheffel es aus humoristischen Gründen in seiner „Zueignung“ zu meinen vorgab. Er hat keinen von ihnen gedrückt und gedrängt, wenn einmal der Kassenbestand in ein umgekehrtes Verhältnis zum Durste geriet. Und das „Testament des alten Pagano“, das nach seinem Tode ein humoristischer Stammgast in das Fremdenbuch schrieb, als habe Don Michele vor dem Sterben seine Söhne zu sich berufen und die Sorge für das Wohlergehen der Künstler ihnen als Lebensaufgabe ans Herz gelegt, war im Grunde der wohl-



Weihnachten auf Capri. Wandgemälde im Albergo Pagano (S. 517).

verdiente Dankesausdruck der Künstler für diese Perle von Wirt, ein humoristisches Requiem, das bittet, sein guter Geist möge weiterhin über der geliebten Casa walten. Er muß eine Ahnung gehabt haben, daß ein gutes Gedicht und ein schönes Bild dem Ruf einer Gegend mehr nützen können, als die höchstbezahlte Reklame. Beispiele davon hatte er genug erlebt. Und seine Tochter gab er einem Maler zum Weib, dem Elsfässer J. Benner, der zum Dank dafür an die Treppenwand beim Aufgang zum Bibliothekzimmer vier schöne weibliche Gestalten von klassisch-capriischem Körperbau gemalt hat, Allegorien der vier Jahreszeiten, die alle vier auf Capri bekanntlich in Wirklichkeit schön sind.

Jene schon mehrfach erwähnten Malereien, welche seit fünf bis sechs Jahren die ehemals weißen Wände des Speisesaals schmücken, durch den der Weg aus der Flurhalle in den Garten mit seiner rebenumspinnenen Pergola führt, und von denen die hauptsächlichsten dieses Heft zum erstenmal dem größeren Publikum in Abbildung vorführt, sind ein bleibendes Denkmal des eigenartigen Künstlerlebens in Casa Pagano, dessen Vorgeschichte und Entwicklung wir hier skizziert haben. Wird einmal auch in Capri der Himmel trübe, dann sind diese Gemälde im Stande, all das Schöne, das die Eingeregneten entbehren müssen, und so manche Erinnerung an hier Erlebtes in humoristischer Verklärung vors Auge zu führen.

Ueber die Entstehung der Bilder besagt die Inschrift auf einem von ihnen kurz: „Die weiße Wand gab den Anlaß, Heinz Hoffmeister die Idee und das schlechte Wetter die Zeit zur Herstellung dieser Dekorationen.“ Als im Mai vorigen Jahres sich in mir die Freude über diesen Aus schmuck in den Wunsch umsetzte, sie nach der Heimkehr zum Gegenstand einer Schilderung zu machen, vernahm ich mit Freunden, daß der bekannte, in Berlin ansässige Bildhauer Heinz Hoffmeister, der seit zwanzig Jahren zu den regelmäßigen Besuchern der Insel zählt, zu näherer Auskunft gewiß gern bereit sein würde. Er hatte sich damals gerade auf Capri verlobt (mit einer Norwegerin) und so auf der Insel, deren Reize er mit schwungvoller Phantasie gefeiert, den schönsten Lohn dafür gefunden, das Glück dauernder Liebe. Daß der Winter, in welchem die Idee zu dem Bilderschmuck zur Reife kam, besonders regnerisch war, gab die Inschrift schon an. Wenn sie die weiße Wand als Anlaß nennt, so ist „der Mergel über“ die weiße Wand zu ergänzen — sie hatte lange genug so manches Künstlerauge ungestraf belaidigt. Hoffmeister, ein Sohn des Rheinlands, dessen Bildhauerberuf sein Talent zur Malerei nicht verkümmern ließ, hatte diesen Mergel besonders stark empfunden, aber das Feld den Malern von Fach überlassen zu sollen geglaubt. Oft war ihm von solchen eine Aus schmückung zugefagt worden, doch immer blieb es beim alten. So entstand ein Wortgefecht, in dem die Maler behaupteten, um Bilder hier malen

zu können, müßten zunächst die vielen Fenster und Nischen zugemauert werden, während Hoffmeister die Ansicht vertrat, daß die Kompositionen so gestaltet werden könnten, daß es den Anschein erhalte, als seien die störenden Löcher extra für das betreffende Bild geschaffen worden. „Kurz,“ so erzählte er mir, „ich kam als Bildhauer mit den Malern in einen vom Capriwein geförderten Kunststreit, aus welchem ich nur durch thatsächlichen Beweis als Sieger hervorgehen konnte. Mit großem Jubel wurde am nächsten Morgen von allen Gästen meine nächtliche Arbeit begrüßt, denn das erste Bild war mit Kohle an die Wand gemischt. Nun entwickelte sich ein reges, fröhliches Schaffen, denn als ich auch zum Malen Anstalten traf, stellten sich mir alle anwesenden Künstler um so bereitwilliger zur Verfügung, als ein anhaltender Regen das Ausgehen unmöglich machte. Rasch entwarf ich das zweite und dritte Bild, an denen mit vereinten Kräften gemalt wurde. Der Anfang war gemacht. Leider war aber mit meiner Abreise und dem besseren Wetter auch die Lust zum Weitermalen den übrigen geschwunden. So komponierte ich im nächsten Jahre zunächst das Weihnachtsbild, welches mir Georg Koch malen half; dabei fiel ich von der Leiter, zerschlug auf dem Tisch den Topf mit der schönen blauen Himmelsfarbe, so daß die gegenüberliegende Wand, welche noch weiß war, einen unheimlichen Kler davontrug, aus welchem ich sogleich eine Nixe emporsteigen ließ und somit die Meeressidylle schuf. Das Gnomenbild „Empfang auf Capri“ malte ich mit Weichardt (Architekt in Leipzig) zusammen.“ Ein längeres Gedicht im Fremdenbuch vom 17. März 1885 — „Speisefäßiges“ —, das den Wiener Eduard Fischer von Köslers Stamm zum Verfasser hat und die Entstehung der Bilder in humoristischer Weise behandelt, nennt von Künstlern, die in jenem ersten Winter an dem Werk irgendwie beteiligt waren, noch Rafael Montealegre, Maler aus Costarica, Ludwig Streitenfeld aus Wien, Carl Rettich aus Weimar, Adrian Stokes aus London und seine Frau Marianne, geb. Preindesberger aus Graz, A. von Willewald aus Petersburg, Ferd. von Miller aus München, G. Etiler aus Dresden und Hermann Lang aus München. Hoffmeister hat mir noch andere genannt, die an den Bildern mitwirkten. An einem kleineren Bilde malte als letzte Frau Begas-Parmentier herrliche Blumen. Die Köpfe aller Beteiligten sind — wie sich umstehend zeigt — als Schattenrisse an leeren Stellen der Bilder angebracht worden. Es waren aber in jenem Winter als Dauergäste in „Pagano“ allein achtzehn Künstler anwesend und im Städtchen hatten noch verschiedene Künstlerfamilien ihre Wohnungen. Selten hat das Künstlerleben auf Capri so warm und lebhaft pulsiert. Aus diesem Treiben heraus erwuchs die Lust zu dem fröhlichen Schaffen und auch so manches Motiv. So wurde das Lied: „Was ich des Tags verdient mit meiner Leiter, das

geht des Abends wieder in den Wind, Wind, Wind“ — täglich an der Abendtafel sozusagen als Abendsegen gesungen, und auf dem sogenannten Polyphembild findet sich dieser Vers als Bannerspruch von fröhlichen Putten durch die Lüfte getragen.

Es hieße den poetischen Dufte dieser Bilder zerstören, wollte ich mich an eine nähere Zergliederung ihrer Motive und Absichten machen. Wie alle guten Bilder erklären sie sich selbst. Um sich den Gesamteindruck voll zu vergegenwärtigen, muß sich aber der getreue Leser an die gedeckte gastliche Tafel hinter eine der großen Weinflaschen verlegen und im Geiste von hier aus Umschau halten. Von allen Seiten sieht er sich aus den Bildern begrüßt und angefeuert zum Genuß der Schönheit jeder Art. Auf dem großen Bild zur Linken grüßt der Genius der Antike, eine schöne Jünglingsgestalt, der Heldeninn die schlanken Glieder strafft. Hinter ihm ragen die Faraglioneeskellen aus dem Meere auf, von denen einer beim Volk den Namen Polyphem, im Anklang an die homerische Sage, führt. Aufsteigendes Gewölk trennt diese lichtvolle Klarheit von einem reizenden Traumbild romantischer Anatreontik. Vor einem von Rosen und Reben umspinnenen Fenster schnäbeln sich zwei weiße Tauben und darunter in einem Neste sitzen vier kleine Amoretten in vergnüglicher Unterhaltung. Neben Hiddigeigei aber läßt von Dacheshöhe ein Affe segnend einen Hering herunterbaumeln in das lärmende Getümmel zehender und musizierender Putten...

Ueber der Thür, die ins Freie führt, baut sich ein freundliches Abbild des Felsenstädtchens Capri auf: wir erhalten die Illusion, als sähen wir durch eine Loggienöffnung auf die weißen Häuser, den Kuppelbau und die Felsterrassen von Capri, während über derselben sich zunächst ein idealisiertes Abbild des Albergo Pagano mit seinen Palmen und seiner Aussicht erhebt, von dem rechts eine ummauerte Treppenstraße an der Portiere vorbei herniederführt. Und auf dieser Treppe wimmelt es von lustigen, langbebarteten Wichtelmännchen. Der eine trägt eine gewaltige Flasche mit Wein, dieser einen Schlüsselbund, eine Gruppe oben hält einen großen Kranz mit der Inschrift „Willkommen auf Capri“. In der Nischenwölbung der rechten Seite findet sich ein Marinestück von erstem Charakter. Auf der Rückwand dagegen treibt wiederum der Humor sein Spiel und mit ihm das deutsche Gemüt. Links von dem Polyphembild zieht sich in lichten Farben eine Architektur hin, die ihre Motive dem Garten draußen entnommen hat. Rechts auf der Mauer hocht ein kleiner Bachant mit der Mandoline, ein anderer steht ausgerichtet da und preßt den Saft einer Traube in eine Schale, links sitzt ein Amor, der mit einem Täubchen spielt. Durch die Thür aus dem Nebgarten aber reitet ein fröhlicher Knabe, der Genius der Kunst, auf einem Pegasus, der hier natürlich dem landesüblichen Reittier, dem Esel, ähnlich sieht. Das andere Wandbild

schildert uns Weihnachten auf Capri. Ein deutscher Kuprecht schüttet Nüsse, Äpfel und Zuckerherzen vor ein gerührt dreinblickendes Capriweib, die ihre staunenden schwarzlackigen Kinder heranzuführt. Aus dem Himmel steigen Engel mit dem gepuzten Christbaum hernieder. Eine Säulenbalustrade begrenzt die Scene nach hinten. Ueber derselben dehnt sich das Meer, das reizende Eiland umpülend, von dessen Herrlichkeit der ganze Cyklus erzählt.

Der eigentliche Erdichter dieser Bilder weiß von dem Leben auf Capri, wie er es mit voller Seele durchlebt und diesen Phantasien zu Grund gelegt hat, ebensoviel Ergößliches wie Entzückendes zu erzählen. Wir möchten ihn bitten, dies einmal in aller Ruhe zu thun, wenn ihm seine großen Aufgaben, die ihm namentlich neuerdings die besondere Gunst des Kaisers zugewendet, die Zeit dazu gewähren. Talent hat er auch hierzu, wie seine Reiseschilderungen „Von Capri nach Jerusalem“ und „Durch Südspanien nach Marokko“ beweisen. Von dem, was er zur Ergänzung dieses Aufsatzes an Selbsterlebtem zu erzählen hat, hier nur eine Probe. Auf meine Frage, was die Jünglingsgestalt mit dem Thyrsusstab in der Rechten bedeute, erhielt ich die Antwort, daß sie eine symbolische Beziehung zu einem künstlerischen Verein, der damals in Capri gegründet worden sei, habe. „Die Ursache und der Zweck spielen hierbei keine Rolle — jedenfalls wollten wir durch griechische Sitten und Gebräuche in die ideale schöne Landschaft ab und zu lebendige Staffage bringen. So wurde beschlossen, bei unseren Zusammenkünften nur griechisches Kostüm zu tragen und die Gelage ganz homerisch zu gestalten. Den Anfang machten wir in einem Atelier, wofolbst in feierlichster Weise verschiedene Aufnahmen vorgenommen wurden. Als wir so zu einer ansehnlichen Zahl herangewachsen waren, beschlossen wir, bei Vollmond ein Fest am Felsen des Polyphem zu veranstalten, den wir uns seiner Größe und Stärke wegen zum Schutzpatron erkoren hatten. Ihm also sollte das erste Opferfest gelten. Da wir schon bei früheren Zusammenkünften, besonders durch unser Kostüm und das feierliche Heimlichthun die Aufmerksamkeit der Capresen und Fremden auf uns gelenkt hatten, so geschah es nun, als wir Vorbereitungen zu dem Feste am Polyphem trafen, wohin wir mit Schalmei und Decarinflöte in festlichem Zuge hinwallen wollten, daß die Geistlichkeit darin eine Demonstration gegen die Prozessionen zu erblicken glaubte und daher gegen Mitternacht alle Carabiniere in Bewegung setzte, uns zu zerstreuen, sobald irgend etwas vorfallen sollte, was gegen die Religion verstieße. Aber nicht nur Carabiniere belauschten uns in jener Nacht, nein, ich möchte sagen, fast ganz Capri war in Aufregung und auf den Beinen. Es war ein prächtiger Zug: Alte und Junge in weißer Toga, auf dem bloßen Haupte einen Epheufranz tragend. Wirklich, man konnte glauben, die alten Griechen seien hier neu er-

standen, denn manch stattliche Figur wurde von den malerischen Falten umflossen. Bei einem großen Feuer wurde ein feister Hammel geschlachtet und gebraten, wobei allerlei geheimnisvolle Ceremonien vorgenommen wurden, während fast ununterbrochen die melodisch-schweremüthigen Töne der Decarinflöten dazu erklangen. Natürlich fehlte es auch nicht am nötigen Wein, und als wir früh am Morgen den Myrthenabhang zum Meere hinabstiegen und das Morgenrot den Horizont erleuchtete, uns rosig anhauchend, da waren wir voller Begeisterung ob des großartigen Anblicks und gelobten uns, von nun an recht oft solche „homerische Feste“ zu feiern, um so recht unser Herz und Gemüt an dem Schönen dieser Welt zu erfreuen.“

Solche Künstlerträume lebt man auf Capri und unter Don Paganos Dache fanden sie malerische Gestaltung.

### — Der Räuber. —

(Hierzu eine Kunstbeilage.)

Ein so schöner warmer Frühlingvormittag und solch ein Schreck und solch ein Kummer. Wer hätte das dem sonst so guten und sanften Phylax zugebraut; da kommt plötzlich eine wahre Räuberwut über ihn und er bricht ein in den stillen Familienfrieden der Enten, er packt eines der jungen Entlein mit scharfen Zähnen, und blutigierig funkelnden und scheuen Auges raft er davon über das Feld, um seine Beute zu zerreißen und zu verzehren. Das war ein Rückfall in die alte Wildheit seiner Urvorfahren, die in den Wäldern umherfrischen und von jungen Häschen lebten, die Menschen flohen und von Bewachung von Haus und Hof keine Ahnung hatten. Der Schrecken der getreuen Enten war aber auch groß, wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf sie der Schlag. — Phylax wild geworden und ein Räuber! Die gute Entenmutter bot sich als Wall dar für ihre Kleinen und setzerte den Räuber entsezt an — aber er ließ die Beute nicht fahren, fort eilt er, das zarte keine Ding im Maule, und alles andere Geflügel flieht angstvoll vor ihm. Allerdings ist Phylax auch nicht recht wohl in dem Geschrei und Gestatter, und er hat ein dunkles Gefühl von Brügeln mit einem harten, sehr harten Stock. Die Wurdluft, der Appetit auf solch ein nettes Tierlein ist jedoch zu groß, und weiter raft er, seine Beute in Sicherheit zu bringen. Es ist ein wahres und hübsches Bild aus dem Haustierleben, das der Zeichner uns hier veranschaulicht.

## Das wilde Zwergvolk Innerafrikas.

Von

C. Falkenhorst.

In dem düsteren Urwalde von Aruwimi, welcher Stanley auf dem Marsche zu Emin Pascha so ungeheure Schwierigkeiten entgegensetzte, machte die Rettungsexpedition auch unliebsame Bekanntschaft mit einem Zwergvolke, das sich vor allem durch den geschickten Gebrauch vergifteter Pfeile auszeich-

nete. Die Nachrichten, die uns Stanley von diesem Stamme übermittelte, sind für die Völkerkunde Afrikas von hoher Bedeutung, da sie die Beobachtungen anderer Forscher vervollständigen.

Afrikanische Zwerge, Ellenmännchen oder Pygmäen waren uns dem Namen nach seit jeher bekannt.

„Als nun feierliche Schar zum Gebieten gerückt war, Setzten mit Lärm und Geschrei wie Vögel in Marsch sich die Troer.

Aehnlich erklingt das Getöse der Kraniche oben am Himmel,

Wann sie, dem Winter entflohen und dem endlos strömenden Regen,

Nach dem Okeanosstrom hin ziehen mit schrillendem Rufe, Um dem Pygmäengeschlecht dort Tod und Verderben zu bringen.“

So sang schon Homer in seiner Ilias und der Mann, der in seinen Schriften das Gesamtwissen des Altertums zusammentrug, Aristoteles, schrieb:

„Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Aegyptens, wofolbst der Nil entspringt, dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit; Menschen und Pferde sind von kleiner Art und wohnen in Höhlen.“

Früher, noch vor wenigen Jahrzehnten, gaben dabei die Lehrer den Schülern die Erklärung: die Pygmäen sind sagenhafte Gestalten. Heute können sie schon sagen, daß im Innern Afrikas Zwergvölker wohnen, daß die Eingeborenen am Mondberge in Höhlen haufen; und die kleinen Pferde des Aristoteles werden wohl in den Zebra's wiedererkannt werden dürfen. So wird manche „Dichtung“ im Laufe von Jahrtausenden zur Wahrheit, wie ja auch oft genug Wahrheiten, die fest zu stehen scheinen, sich als Irrtümer erweisen.

Seit unserer Kindheit sind wir gewöhnt, uns Zwerge in der Gestalt von Däumlingen vorzustellen, später ersehen wir diese Vorstellung durch eine andere, durch das Bild jener zwerghaften Mißgestalten, wie sie in Meshbuden oder in Zwergtheatern auftreten. Wer mit diesem Maßstab Afrika nach Zwergvölkern durchsuchen wollte, der würde sicher keine finden. „General Mitu“, als er von Amerika nach Europa kam, um „gezeit“ zu werden, war 16 Jahre alt, wog nur 6,5 kg und war 82 cm hoch, seine Braut von zwölf Jahren „Miß Mullin“ war nur 72 cm hoch; eine Höhe von nur 53,8 cm erreichte die Zwergin „Prinzessin Pauline“ aus Holland in ihrem neunten Lebensjahre, sie wog 4 kg, also wenig mehr als ein neugeborenes Mädchen. Eine Mittelstufe zwischen diesen Zwerge und normal gewachsenen Menschen bilden bei uns kleine Leute, die eine Körpergröße unter 140 cm erreichen. Sehr selten sind sie gerade nicht, denn Ranke fand unter 45,421 Personen, die sich im Jahre 1875 bei allen Obersekkommissionen Bayerns als Militärpflichtige gestellt hatten, 43 Männlein von solchem zwerghaften Wuchs. Solche Gestalten bilden nun bei den Zwergvölkern, von denen hier die Rede sein wird, die Regel; alte, erwachsene Männer haben bei ihnen die Größe unserer 12 bis 14jährigen Knaben, und das ist wenig genug, um den Ausdruck „Zwergvölker“ gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Die erste Kunde von dem Vorhandensein eines solchen kleingewachsenen Stammes kam schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts nach Europa, wo die Kolonisten am Kap mit den Buschmännern in Berührung kamen. Sie unterschieden sich nicht nur durch ihren Körperbau, die hellere Färbung der Haut von den anderen afrikanischen Völkern, sondern nahmen seit jeher auch, was die Lebensweise anbelangt, eine eigenartige Stellung ein. Die Kasern nannten sie Abatoa, d. h. Bogenmänner, weil